

Emil Henrich

Die sogenannte polare

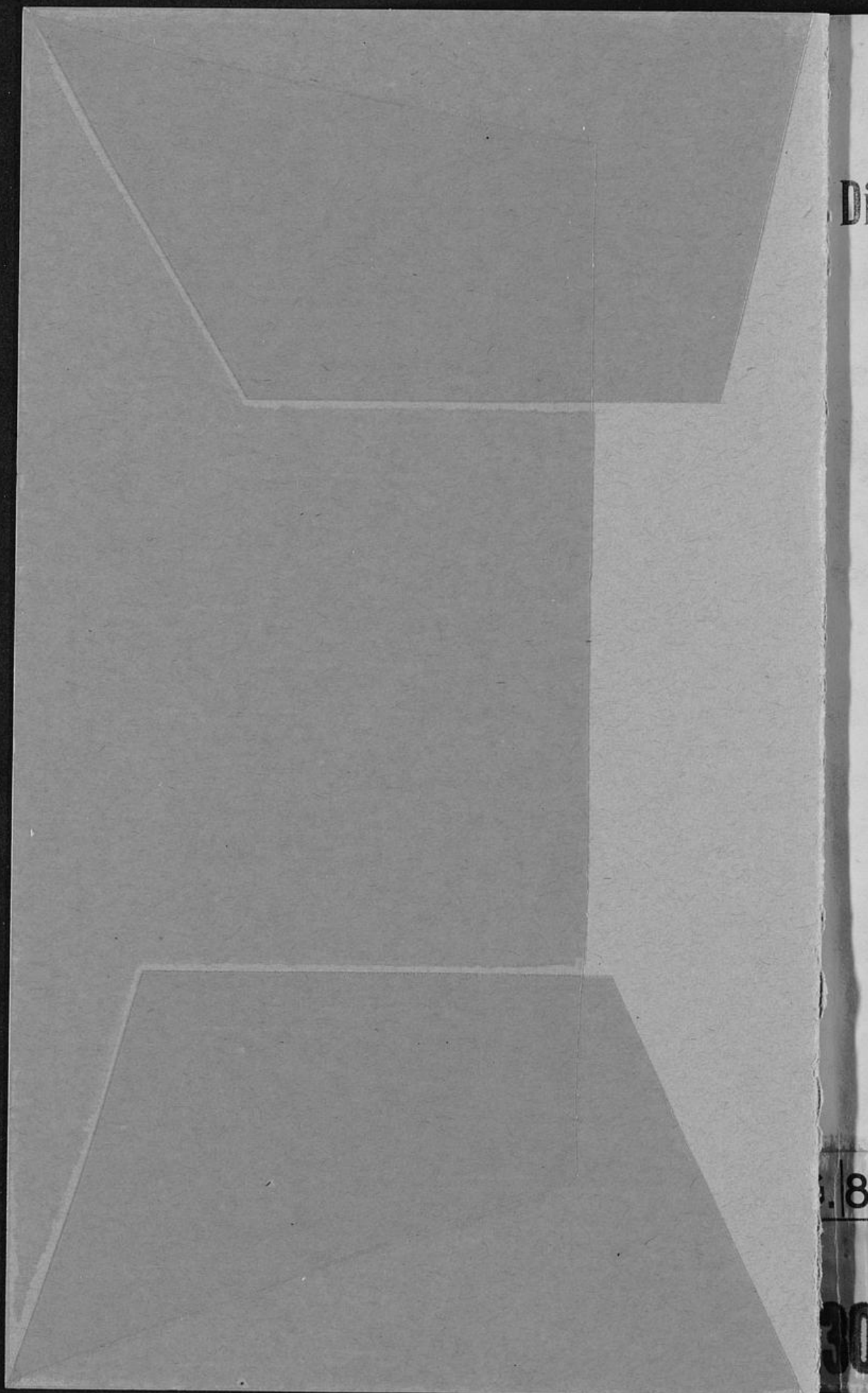
Ausdrucksweise im

Griechischen

ant g

460

n 518



g. 8° 10307

Die sogenannte polare Ausdrucksweise im Griechischen.

— x —

Program m

des

K. humanist. Gymnasiums Neustadt a. d. H.

für das

Schuljahr 1898/99

von

Gymnasiallehrer Dr. Emil Henrich.

— x —

1899.

Aktien-Druckerei Neustadt a. H.



8°

307

29 aut
g 460
h 518

6566311

9 ne
19



1899.11.29

+5350 356 01

Die sogenannte polare Ausdrucksweise im Griechischen.

Syntaktische Erscheinungen, welche hier unter der Bezeichnung „polare Ausdrucksweise“ zusammengefasst werden, sind dem Leser bekannt. Sie liegen in unserer Muttersprache ebenso häufig und mannigfaltig, wie klar und durchsichtig vor. Der Deutsche sagt: mit Mann und Maus, in Bausch und Bogen, mit Sack und Pack, in Hülle und Fülle, ausser Rand und Band, bei Nacht und Nebel, auf Schritt und Tritt, kurz und klein, weit und breit, schalten und walten, scheiden und meiden, raten und thaten, hangen und bängen, jahraus jahrein, früher oder später, samt und sonders, da und dort, hie und da, für und wider u. a. m. Weitläufige Zusammenstellungen dieser Art finden sich bei Grimm „Deutsches Wörterbuch“ und „Deutsche Rechtsaltertümer“. Aus der Einleitung Grimms zu seinen Rechtsaltertümern geht hervor, dass er sich über das Wesen des Sprachgebrauches und seine in gewissem Sinne aktuelle Bedeutung klar ist. Rechts- und Sprachforscher müssen sich seiner Ansicht nach oft die Hand reichen, wenn sie die Formeln älterer Rechtsquellen verstehen wollen. Ludwig Tobler: „Über Wunn und Weid“ im altdeutschen Recht (Neues Schweizer. Museum, 4. Jahrg. 1864) folgt der Anregung Grimms. Er versucht die Erklärung des seinem eigentlichen Sinne nach vielumstrittenen Ausdruckes der altdeutschen Rechtssprache auf sprachlich-formelle Art, deren Berücksichtigung nach seiner Meinung für die materiell-juristische Frage mehr als man bisher zu bedenken geneigt sei, in Anschlag gebracht werden müsse. Dass besonders die Dialektforschung diese Spracherscheinung von jeher ins Auge gefasst hat, liegt in dem volkstümlichen Charakter des Sprachgebrauches begründet.

Aus der stattlichen Reihe von Abhandlungen seien nur hervorgehoben: Andresen, über deutsche Volksetymologie, Heinze, die Allitteration im Munde des deutschen Volkes, Programm (Anklam), Polle, wie denkt das deutsche Volk über die Sprache? Hier ist auch die gesamte einschlägige Litteratur verzeichnet.

Dass die lateinische Sprache ebenso wie die deutsche eine grosse Anzahl solcher formelhafter Verbindungen aufzuweisen hat, stellt Wölfflin fest in den Sitzungsber. der K. b. Akad. d. Wissensch. 1881, Bd. II, 1. Einige Beispiele: *seu verbo seu verbere, neque caput neque capillus, et grave et gratum, felix faustumque, fundere ac fugare, oro atque obsecro, longe lateque u. s. w.* Erschöpfend ist für unseren Zweck die Sammlung bei Wölfflin allerdings nicht. Es gehören auch Wendungen hierher, wie: *summi infimi, filii et filiiabus, manibus pedibusque* (bei Terenz), *sanus salvus, vive valeque, non semel, sed saepius etc.*

Wieweit die sprachliche Eigentümlichkeit polarer Ausdrucksweise im Griechischen vorliegt, darüber geben uns die vorhandenen Grammatiken keinen Bescheid. Selbst die besten unter ihnen, wie Krüger, Madvig, Kühner-Blass, schweigen sich entweder aus oder machen geradezu unrichtige Angaben. Sogar feinsinnige Gräzisten der früheren Zeit, wie Joh. Classen (Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch) und Lobeck (Paralipomena) geben über die Spracherscheinung nur unklare Andeutungen. Dass indes diese Ausdrucksweise auch in die griechische Sprache tief eingreift, haben wohl gleichzeitig zwei Gelehrte unserer Tage erkannt und auch dementsprechend gewürdigt. Von Martin Schanz stammt die Bezeichnung „polare Ausdrucksweise“. Er versäumt sowohl in seinen Vorlesungen über Syntax der griechischen Grammatik wie in seinem Kommentar zu Platos Apologie keine Gelegenheit, auf das im Griechischen weit verbreitete Sprachphänomen aufmerksam zu machen; ja er ist so sehr von dem Wesen der polaren Ausdrucksweise durchdrungen, dass er nach ihr unbedenklich die sprachliche Korrektheit mehrerer Stellen, wie Plato Apol. 17 B ἡ τι ἡ οὐδέν und B 18 τὰ τε μετέωρα [ῥοοντιστὶς] καὶ τὰ ἐπὶ γῆς

gewahrt, resp. hergestellt wissen will. v. Wilamowitz-Moellendorf weist in seinem Kommentar zu Euripides Herakles 1106 mit Nachdruck auf diesen „weitreichenden Gebrauch der griechischen Sprache“ hin; er gibt ausserdem zahlreiche Belegstellen aus verschiedenen griechischen Schriftstellern. Er spricht dort in ziemlich schroffen Worten von „Pedanterie und moderner Unkenntnis, welche in Verkennung des Sprachgebrauches von versteckten Anspielungen gefabelt und geändert habe.“

In zusammenhängender systematischer Darstellung ist bisher ¹⁾ die Spracherscheiung weder im Griechischen noch auch bis zu einem gewissen Grade in den übrigen Sprachen behandelt worden. Die erwähnten Vorarbeiten, soweit sie wenigstens die deutsche und lateinische Sprache behandeln, fassen den Sprachgebrauch durchweg nur unter dem Gesichtspunkte seiner äusseren Sprachform, der Allitteration, ins Auge; sie ziehen daher den Kreis zu eng. Auch die nur gelegentlich angezogenen Stellen von Schanz und Wilamowitz bedürfen der Ergänzung. Die folgenden Zitate, welche der Verfasser seiner eigenen Sammlung entnommen hat, sind mit Grund vornehmlich der Dichtersprache, speziell den Tragikern, entlehnt. Es bedarf wohl keines langen Beweises, dass die Sprache der Sprechenden, die Volkssprache, bei ihrer natürlichen sprachbildenden Kraft viel reicher an Erscheinungen dieser Spracheigentümlichkeit ist als die hohe Schriftsprache der Prosa. Die Volkssprache ist in weit höherem Grade unbewusstes und unwillkürliches Sprechen als die Sprache des Verstandes. Er sondert mit Bewusstsein die Wahrheit vom Scheine, er stösst unbewusstes Sprechen zurück, das natürliche Sprachgefühl muss dem nüchternen Denker die Leitung überlassen, da ja nur Objektives dargestellt werden soll. Die Mitte zwischen der Sprache der Sprechenden und der hohen Schriftsprache hält die Dichtersprache. Wille und Verstand sind beim Volke nicht so stark ausgebildet, Phantasie und Gemüt dagegen um so besser entwickelt. Gemüt und Phantasie müssen aber auch vor allem Gaben des Dichters sein; er braucht zudem für die Zwecke seiner gebundenen Rede

¹⁾ Die Bearbeitung von Kollega Kemmer (München) scheint noch nicht im Druck veröffentlicht worden zu sein.

in viel höherem Masse die Freiheit der momentanen sprachlichen Neubildung. Sprachform und Inhalt jeder echten Poesie haben daher einerseits ihre Wurzel im Volke, ohne sich andererseits der sprachlichen Kunstmittel zu begeben. Nur nebenbei sei bemerkt, dass die Werke der Tragiker zeitlich in der Mitte litterarischer Erzeugnisse der klassischen Zeit stehen. Es entspricht ferner nicht dem Zwecke dieser Arbeit, die Entwicklung des Sprachgebrauches in chronologisch-historischer Reihenfolge festzustellen, das Material möglichst vollständig zu sammeln, die einzelnen Entwicklungsstufen darzulegen, insbesondere den spezifischen Gebrauch eines jeden einzelnen Schriftstellers hervortreten zu lassen. Es sollen vielmehr nur möglichst prägnante, für den Sprachgebrauch bezeichnende Beispiele aus der grossen Masse der nämlichen Erscheinungen ausgewählt werden, welche sich augenscheinlich mit den gleichen Erscheinungsformen anderer Sprachen, insbesondere unserer Muttersprache, in den wesentlichsten Zügen decken.

Zunächst einige Parallelen zu den Belegstellen von Wilamowitz: jung und alt: Aesch. Eum. 724: τοῖς νέοις καὶ παλαιτέροις. Freund und Feind: Soph. Ant. 643: ὡς καὶ ἐχθρὸν καὶ τὸν φίλον. Zusammenfassend, etwa in dem farblosen „alle, resp. kein“, mündend: Eur. Hek. 144: θεοὺς τοὺς τ' οὐρανίδας τοὺς θ' ἐπὶ γαῖαν, Eur. Hek. 774: ὅς οὔτε τοὺς γῆς νέεσθαι οὔτε τοὺς ἄνω, Eur. Hek. 161: ποῦ τις θεῶν ἢ δαιμόνων, Aesch. Prom. 69: αἷς οὐ μίγνυται θεῶν τις οὐδ' ἀνθρώπος οὐδὲ θῆρ ποτε, Eur. Phoen. 351 f: εἴτε οἶδαρος εἴτε ἔρις εἴτε πατὴρ ὁ σὸς αἵτιος εἴτε τὸ δαιμόνιον (mag schuld sein, wer da will), Soph. Aias 399: οὔτε γὰρ θεῶν γένος οὔθ' ἀμερίων γένος, ähnlich: Soph. Ant. 789: καὶ σ' οὔτ' ἀθανάτων φύξιμος οὐδεὶς οὔθ' ἀμερίων ἐπ' ἀνθρώπων, Soph. Od. Kol. 829: θεῶν ἄρῃξιν ἢ βροτῶν, Soph. El. 199: μορφὰν εἴτε θεὸς εἴτε βροτῶν ἢν ὁ ταῦτα πράσσων, Aesch. Prom. 791: θέορτον ἢ βρότειον, Aesch. Choeph. 77: κνωδάλων τε καὶ βροτῶν, Aesch. Suppl. 1010: θῆρες καὶ βροτοί, Aesch. Prom. 165: ὡς μήτε θεὸς μήτε τις ἄλλος, Aesch. Suppl. 1011: κνωδάλα πτεροῦντα καὶ πεδοστιβῆ. Ein Gegenstück zu Soph. Ant. 1108: ἢτ' ἢτ' ὅπαονες οἱ τ' ὄντες οἱ τ' ἀπόντες = „alle“ findet sich Soph. El. 305: μέλλων γὰρ αἰεὶ δοῦναι τι τὰς οὔσας τέ μου καὶ τὰς ἀπούσας

ἐλπίδας διέρθορεν. Soph. Trach. 323: οὐδαμὰ προὔρηνεν οὔτε μείζονα οὔτ' ἐλάσσονα (bei Plato öfters: οὔτε μέγα οὔτε σμικρόν, ἢ τι ἢ οὐδέν = gar nichts). Andere Stellen mögen die von Wilamowitz aufgeführten ergänzen: Sehr gebräuchlich für „stets“: Eur. Hek. 1248: θανοῦσα δ' ἢ ζῶσα, Soph. Ant. 209: θανὼν καὶ ζῶν, Aesch. Choeph. 1041: ζῶν καὶ τεθνηκώς, Soph. El. 985: ζώσαιν θανοῦσαιν θ', ebenda 1314: θανόντα τε καὶ ζῶντ' ἐξεῖδον, Soph. Ant. 851: μέτοιχος οὐ ζῶσιν, οὐ θανοῦσιν, Soph. Trach. 73: ζῶν ἢ θανὼν, Aesch. Agam. 834: εἴτ' οἶν θανόντος εἴτε καὶ ζῶντος πέρι; wer nicht nur mit Augen liest, wird sofort einen gewissen Gleichklang herausfinden; in ähnlichem Sinne: Aesch. Eum. 323: ἀλαοῖσι καὶ δεδορκόσιν, ebenda 391: δερκομένοισι καὶ δυσομμάτοις. Geläufig sind für „immerdar, stets“: Soph. Ant. 181: κάκιστος οὗτος νῦν τε καὶ πάλαι δοκεῖ, Soph. El. 676: νῦν τε καὶ πάλαι λέγω (präsentisch), Soph. Öd. Kol. 1375: πρόσθε τ' ἐξανῆξ' ἐγὼ νῦν τ' ἀνακαλοῦμαι; negativ „nie“: Soph. Ödip. Kol. 853: αὐτὸς αὐτὸν οὔτε νῦν καλὰ δρᾶς οὔτε πρόσθεν, Soph. Ant. 434: καὶ τὰς πρόσθεν τὰς τε νῦν ἡλέγχομεν. „In keiner Weise“ oder Ähnliches wollen Wendungen bedeuten, wie: Aesch. Pers. 177: μήτ' ἔπος μήτ' ἔργον, Eur. Hek. 370: μηδὲν ἐμποδὼν γένῃ λέγουσα μηδὲ δρᾶσα, Aesch. Prom. 687: δρᾶντ' ἢ λέγοντα δαίμοσι πρᾶσσειν φίλα, Eur. Phoen. 314: καὶ χειρὶ καὶ λόγῳ, ähnlich: Aesch. Prom. 352: ἔργῳ καὶ λόγῳ, ebenda 1114: καὶ μὴν ἔργῳ καὶ λόγῳ μύθῳ. So reicht der Sprachgebrauch noch viel weiter: Soph. Trach. 1021: ὀδυνᾶν οὔτ' ἐνδοθεν οὔτε θύραθεν, Aesch. Choeph. 123: κῆρυξ μέγιστε τῶν ἄνω τε καὶ κάτω, Eur. Phoen. 180: ἄνω τε καὶ κάτω τέχνη, Aesch. Eum. 683: πάντ' ἄνω τε καὶ κάτω στρέφειν (im fränkischen Dialekt sehr eigentümlich: zunterstzöberst werfen; das „z“ am Anfang entstanden aus sprachlicher Analogie), Soph. Trach. 33: τοιοῦτος αἰὼν ἐς δόμους τε καὶ δόμων αἶψ', Eur. Phoen. 535: εἰς ἡλθε καὶ εἰς ἡλθ'. Soph. Phil. 336: ἀλλ' εὐγενὴς μὲν ὁ κτανὼν τε χῶθανὼν, Soph. Trach. 907: ἄλλη δὲ καὶ ἄλλη. Soph. Öd. Kol. 371: καὶ γημι καὶ πόρημι καὶ ἔχω τί φῶ, ebenda 141: δεινὸς μὲν ὄρᾶν, δεινὸς δὲ κλέιν (um die ganze Persönlichkeit zu charakterisieren). Soph. Ant. 40: ἐγὼ λῦουσ' ἂν ἢ φάπτουσα προσθείμην πλέον. Soph. Öd. Kol.: λέξαι τ' ἀκοῦσαι (Audienz). Aesch. Prom. 280: παραινεῖν νοουθετεῖν τε. Eur. Phoen. 358: φρονῶν εἰ καὶ

φρονῶν, Eur. Hek. 734: καὶν τύχῳ καὶν μὴ τύχῳ. Soph. Aias 725: ἤρασσον ἔνθεν καὶνθεν, Soph. Phil. 28: ἀνωθεν ἢ κάτωθεν, ebenda 448: καὶ πῶς τὰ μὲν πανούργα καὶ παλιντροιβῆ, ebenda 771: ἐχόντα μὴδ' ἄκοντα. Soph. Ōd. Kol. 1001: λέγειν νομίζων, ῥητὸν ἄρρητον ἔπος. Aesch. Choeph. 980: πέλας τε χερσὶν καὶ πεδοῖν ξυνωρίδα. Soph. Phil. 860: οὐ χερὸς, οὐ ποδὸς, οὐ τινος ἄρχων. Aesch. Suppl. 34: βροντῇ στεροπῇ τ'. Eur. Phoen. 312: ἄελπτα καὶδόκητα. Soph. Trach. 257: ξὺν παιδὶ καὶ γυναίκε, ähnlich Aesch. Pers. 381: παῖδας, γυναῖκας. Soph. Ōd. Kol. 1547: τῇδ' ὦδε, τῇδε βᾶτε, man beachte den 4maligen T-Laut. Soph. Phil. 384: πρὸς τοῦ κακίστου καὶ κακῶν Ὀδυσσέως. Aesch. Sept. 25: ἐν ὧσιν νομῶν καὶ φρεσίν. Soph. Phil. 1412: ἀκοῇ τε κλύειν λεύσσειν τ' ὄψιν. Eur. Hek. 700 f: ἄρρητ', ἀνωμόμαστα, θαυμάτων πέρα, οὐχ' ὅσι', οὐδ' ἀνεκτά. Eur. Hek. 1035: πᾶ βῶ, πᾶ στῶ (wo ich geh' und steh'), ähnlich Soph. Phil. 833: ὄρα, ποῦ στάσει, ποῖ δὲ βάσει, Soph. Aias 1237: ποῦ βάντος ἢ ποῦ στάντος. Aesch. Prom. 106: ἀλλ' οὔτε σιγᾶν οὔτε μὴ σιγᾶν τύχας. Aesch. Prom. 165: περὶ πόδα, περὶ καρὰ.

Der enge Rahmen eines Schulprogrammes gestattet nicht, die Stellen im Rhythmus des ganzen Verses, was für die Beleuchtung des Sprachgebrauches nicht unwesentlich ist, wiederzugeben. Sie im geschlossenen Verse zu betrachten, muss also dem Leser überlassen bleiben. Der gleiche Grund legt uns Beschränkung bei der Auswahl der Beispiele auf, wenn es auch für unseren Zweck genügt, die prägnanten Fälle herauszugreifen. Sie lassen sich nach Belieben leicht vermehren; selbst flüchtige Beobachtung wird ergeben, dass der Sprachgebrauch allen griechischen Autoren, in der einen oder anderen Form mehr oder weniger ausgeprägt, geläufig ist.

Es kann nicht schwer fallen, aus den gegebenen Beispielen dem Herkommen der Grammatiker gemäss logisch-grammatische Kategorien herauszufinden und auch für das Griechische diesen entsprechende Klassifikationen aufzustellen.

So treten sehr häufig 1. konkrete Begriffe zusammen, wenn Handlungen, Gegenstände, Personen in Verbindung neben einander vorkommen, so ξὺν παιδὶ καὶ γυναίκε, σκῆπτρα καὶ θρόνους, οὔτ' ἐνδοθεν οὔτε θύραθεν, οὐ χερὸς, οὐ ποδὸς, οὐ τινος ἄρχων, λοντρά καὶ χοάς u. a. m. Wie schon oben berührt

wurde, gehört ja die polare Ausdrucksweise vorzugsweise der populären Redeweise an, welcher es nach ihrem allgemeinen Gefühle so recht eigen ist, die Vorstellung von etwas Persönlichem in das Leblose hineinzutragen, den Blick zunächst auf die ins Leben getretene Erscheinung, auf die gleichsam sichtbar entfaltete Wirkung tiefer liegender Ursachen zu richten. Dass die griechische Auffassungsweise ganz besonders dazu angethan war, einem solchen Sprachgebrauche Vorschub zu leisten, bezeugt uns die allseitig angeregte Sinnlichkeit, der kräftige Realismus des griechischen Volksgeistes.

2. Oft werden abstrakte Begriffe zusammengestellt, durch welche Eigenschaften, Thätigkeiten und Zustände ihrer wesentlichen Zusammengehörigkeit, oder wenigstens ihrem gewöhnlichen Verlaufe nach bezeichnet werden, z. B. ζῶν καὶ θανών, Aesch. Prom. 494: διψῇ τε καὶ λιμῶ, νῦν τε καὶ πάλαι, τὰς οὐσας τέ μου καὶ τὰς ἀπούσας ἐλπίδας u. s. w.

3. Bisweilen werden auch Konkretum und Abstraktum verbunden, um von einander abhängige Erscheinungsformen zu bezeichnen, z. B. ἐν ὥσιν νομῶν καὶ φρεσίν.

4. Oft liegt der Grund zur Zusammenstellung darin, dass zwei oder mehrere Ausdrücke gleichsam als zwei oder mehrere Seiten einer einzelnen Vorstellung zur stärkeren Hervorhebung des inneren Gedankenverhältnisses gesetzt werden, so ἀέλπτα καὶ δόκητα, παραινεῖν νοουθετεῖν τε, καὶ φημι καὶ πόρφημι κοῦκ ἔχω τί φῶ, oft mit allitterierendem Anlaut παροῦργα καὶ παλιντριβῇ, πρὸς τοῦ κακίστου καὶ κακῶν. Hierzu gehören auch verwandte Erscheinungen: 1. die figura etymologica, die die sehr natürliche Neigung, Wörter desselben Stammes mit einander zu verbinden, um der zu grunde liegenden Vorstellung im Ausdrucke voll gerecht zu werden. Lobeck, paralip. 503 bemerkt gerade über die lautliche Seite der etymolog. Figur: illa igitur nominum et verborum coniunctio, quam technici arte quaesitam dicunt, plerumque tantum ab arte abest, ut maioris sit operae eam vitare quam admittere; ebenderselbe ist der Ansicht, dass kein Synonymum ganz das Gleiche bedeute; die Verschiedenheit sei oft schon gegeben in den grammatischen Funktionen. 2. die pleonastische Verwendung der negativen Partikel, um ja keinen Zweifel über

die verneinende Richtung des Satzes zu lassen; dabei ist besonders eigentümlich, dass keinerlei Bedenken besteht, es könnte dadurch, streng logisch genommen, das Gegenteil von dem, was man sagen will, gesagt sein. Es sei auch hingewiesen auf die Art des Griechen, zu einem Adjektiv, welches eigentlich auch ohne Objekt einen vollständigen Begriff enthält, bisweilen zur näheren Bestimmung den Genitiv eines verwandten Substantivs hinzuzufügen, z. B. *ἄνθρωπος πάσης τιμῆς*. Solche Fülle der Rede ist überhaupt antik. 3. im Grunde genommen soll nichts anderes durch die Ausdrucksweise erreicht werden, welche der Negation die Position oder umgekehrt gegenüberstellt, z. B. *ἐγὼ γὰρ τοῦ λόγου*. Jede Negation weist auf eine Position hin, die Position ist der Grund des Negierens. Bemerkenswert ist, was Grimm, Rechtsaltertümer Bd. I, 31 nach dieser Hinsicht sagt: „In der Natur jeder einfachen Sprache ist es begründet, dass sich die Rede durch Wiederholung und durch ausdrückliche Abweisung des Gegensatzes stärkt.“

5. Nicht nur begriffliche Ähnlichkeit, sondern auch begrifflicher Gegensatz begründet oft solche Verbindungen; der Parallelismus der Begriffe soll indes nur eine Einheit darstellen; die Gabelung in Gegensätzen soll nur einer starken Differenzierung gleichkommen, welche in einer gemeinsamen Kategorie ausmündet, z. B. *οὔτε μέγα οὔτε σμικρόν, οὔτε ἐλάττωνα οὔτε μέζονα, ἢ τι ἢ οὐδέν, ὁ παντὶν τε χόστανόν* etc. Hierbei kommen auch Zusammensetzungen, wie *νυκθήμερον* = diem noctemque, *λουτρά ἀνδρόγυνα* = Bäder für Männer und Frauen, in Betracht.

Damit mögen die logischen Kategorien noch nicht erschöpft sein. Es lässt sich beispielsweise innerhalb der vorstehenden Klassifikationen nicht immer die scharfe Grenze ziehen, ob neben dem konkreten und abstrakten Verhältnisse nicht auch ein kausales Verhältnis einwirkt. Der fortschreitenden Aufzählung ist das Verhältnis kausaler Begründung so entsprechend, dass selten eine Andeutung des Kausalnexus fehlt.

Wollte man den Sprachgebrauch nach grammatischen Beziehungen, speziell nach der Art und Zahl der

Redeteile klassifizieren, so könnten folgende Gruppen aufgestellt werden:

1. Der Grieche stellt Handlungen, welche zwei Teilnehmer erfordern, auch nach zwei Seiten dar, z. B. *λέξαι τ' ἀκούσαι* in Audienz empfangen, disputieren, *λόγον δίδοναι καὶ δέχεσθαι* = sich unterreden; ähnlich treten in einem Begriffe zwei deutlich geschiedene Seiten hervor, während der Deutsche nur einen Ausdruck hat, z. B. plündern = *ἄγειν καὶ φέρειν*, wo sich *φέρειν* auf das leblose, *ἄγειν* auf das lebende Objekt bezieht; erziehen = *τρέφειν καὶ παιδεύειν* (leiblich und geistig); bestraft werden: *παθεῖν ἢ ἀποτιῶσαι*.

2. Oft tritt im Deutschen, um eine Vorstellung erschöpfend zu bezeichnen, zum Verbum ein Adverbium oder zum Substantiv ein Adjektiv, während der Grieche auf Gleichheit der Redeteile achtet, also Verbum mit Verbum, Substantiv und Substantiv verbindet, z. B. inständig bitten, *ἄξιον καὶ αἰτεῖν*, manchmal in der Verbindung bildlicher und natürlicher Ausdrucksweise, z. B. *φενακίζειν καὶ ἐξαπατᾶν* = gründlich täuschen; *ἀνὴρ δεινὸς λέγειν καὶ πράττειν* = ein ganz hervorragender Staatsmann, ähnlich *δεινὸς μὲν ὄρᾶν, δεινὸς δὲ κλύειν*; Herakleitos bei Wilamovitz, Kommentar zu Eur. Her. 1106: *οὔτε θεὸς οὔτε ἀνθρώπος τὸν κόσμον ἐποίησε* = kein vernünftiges Wesen.

Mit solchen Klassifikationsversuchen kann aber keineswegs das Wesen des Sprachgebrauches erklärt werden. Die neuere Sprachwissenschaft wendet sich mit Recht gegen solches mehr oder weniger äusserliches logisch-grammatisches Schematisieren. Derartige Beziehungsverhältnisse zwischen Logik, Grammatik und Sprache werden erst von dem Grammatiker hineingelegt, ohne dass sie in der Natur des Untersuchungsobjektes enthalten sind. Deshalb kann auch für die Aufklärung des Sprachgebrauches im Griechischen durch eine solche Betrachtungsweise kaum etwas gewonnen werden. Im Hinblick auf die entsprechenden Wendungen der lateinischen und deutschen Redeform soll daher zunächst das den besonderen Fällen Gemeinsame in einer allgemeinen Definition festgelegt werden. Gerade die prägnanten Fälle werden deutlich zeigen, wie verkehrt es überhaupt ist, sprachliche Erscheinungen mit dem Massstabe der Logik zu messen.

Es kommt dabei nicht mehr in Betracht, als das, was schon von berufenen Sprachforschern gesagt worden ist, auf diesen Sprachgebrauch anzuwenden. Allen diesen Bildungen ist mehr oder weniger der Zug gemeinsam, die Vorstellung längerer Dauer, der Wiederholung, Verallgemeinerung und Intensität etc. durch zwei oder mehrere Wörter in einem gewissen Parallelismus zum Ausdrucke zu bringen, wobei der Redende nur eine mehr oder minder blasse, uncharakteristische Grundvorstellung, wie etwa: „alles“ etc. hat. Ein Beispiel: Herakleitos sagt in dem oben erwähnten Zitate: *κόσμον τόνδε ὅντε τις θεῶν ὅντε ἀνθρώπων ἐποίησεν*. Für den Fall, dass man von den Begriffen *θεῶν* und *ἀνθρώπων* jeden für sich betrachtet, würde man Herakleitos den Zweifel insinuieren, die Welt könnte vielleicht auch von einem Menschen erschaffen sein. Bei Soph. Ant. 1108 steht: *ἢ τ' ἢ τ' οἱ τ' ὀπάοιρες οἱ τ' ἦντες οἱ τ' ἀπύοιρες*. Der Logiker wird es für ganz unerfindlich halten, dass man nach *ἀπύοιρες* ruft. Kurz, die Absurdität wäre fertig, wollte man mit Erklärungen des Verstandes kommen und den streng logischen Massstab anlegen. Einer atomistisch zerlegenden Grammatik werden solche Bildungen unverständlich bleiben. Der Sprechende indes scheut sich nicht, der Logik gleichsam Gewalt anzuthun, die Gerechsamkeit des einen Wortes auf die des anderen auszudehnen, so dass oft der eine Teil dem Eigentum des anderen schadet. Die Teile der polaren Ausdrucksweise müssen als Verbindung betrachtet werden, in welcher die einzelnen realen Teile gleichsam in einem gemeinsamen idealen Bedeutungszentrum zusammenmünden, damit dem Ganzen Gewicht und Stütze gegeben werde. Wie zwei oder drei stufenweise aufeinanderliegende Töne an sich eine Dissonanz bilden können, im Tonsatze hingegen auseinandergestellt, unter Umständen sich wohlklingend in eine Konsonanz auflösen, so ergeben auch in solchen syntaktischen Erscheinungen im Organismus des Satzes zwei oder drei Wörter mit verschiedener Bedeutung den Einklang einer Begriffseinheit, dadurch dass sie in ideelle Beziehung gebracht werden. Auch der Vergleich der zusammenwirkenden Gegensätze in der Harmonie der sich entsprechenden Farben mag die Sache veranschaulichen.

Man wird wohl eine solche Uebereinstimmung dreier Sprachen bezüglich der gleichen Spracherscheinung nicht aus einem Zufall erklären dürfen, sondern darin einen tief in dem sprachbildenden Geiste wurzelnden Trieb erkennen, einen Beweis für die von innen heraus treibende ausgestaltende Kraft des Sprechenden. Demnach liegt der Kern der Frage nicht etwa in einer Spekulation, sondern in dem Sprechenden selbst, dem man eben nachdenken muss. Diese Übereinstimmung lehrt aber zugleich, dass es in der Sprache sozusagen Typen und Urtypen gibt; erstere sind nur gewissen Zeiten, gewissen Nationen, letztere sind dem menschlichen Wesen überhaupt entnommen, weshalb sie allen Zeiten, allen Nationen und Sprachen eigen sind; erstere können dem Vergessen unterworfen sein, letztere sind indes unvergänglich, weil immer fortwirkend. Der ganze indogermanische Sprachencyklus weist die polare Ausdrucksweise auf; in den modernen lebenden Sprachen, im Deutschen, Französischen, Englischen, Neugriechischen kommt sie nicht minder häufig vor, wie in den einzelnen Entwicklungs- und Übergangsstufen. Selbst bei oberflächlicher Kenntnis dieser Sprachen stellt sich eine Fülle von Material zur Verfügung. Es sei hier nur kurz verwiesen auf Wilh. Riese, allitterierender Gleichklang in der französischen Sprache alter und neuer Zeit, Halle 1888, Hatzidakis, neugriechische Miscellen in Kuhns Zeitschrift 33. Band. Hierbei ist wohl eher an eine einzelsprachliche Neuschöpfung zu denken, als dass die Ursache in dem Walten eines historischen Zusammenhanges gesucht wird. Wollte man indes für die indogermanische Sprachfamilie diese Aufstellung nicht gelten lassen, wie wäre dann der Umstand zu erklären, dass sich auch in den übrigen grossen Sprachfamilien, sowohl toten als auch lebenden, die polare Ausdrucksweise in wesentlich gleichen Formen findet? Kenner dieser Sprachen bestätigen diese Thatsache. Rabbiner Dr. Tachauer stellte dem Verfasser einige Proben aus den verschiedenen Entwicklungsstufen des Hebräischen zur Verfügung. Jesaias VIII, 7: waykaw lemischat wehineh mispach, lizedakah wehineh zeakah, = er hoffte auf Rechtsspruch, und siehe Rechtsbruch, auf Pflichttreue, und siehe Klagegeschrei.

Talmud babli Berachoth 61a: oj li mijozri weoj li mijizri
 = wehe mir vor meinem Schöpfer (wenn ich der Leidenschaft
 nachgebe) und wehe mir vor der Leidenschaft (sie macht
 mich zu ihrem Sklaven). Ein jüdisches Sprichwort lautet:
 Man erkennt die Charaktereigentümlichkeiten eines Menschen:
 bechiso bechoso bechaaso = in Geldangelegenheiten, wenn
 er getrunken und im Zorn. Mag man selbst mit Ascoli
 (krit. Stud. 23) annehmen, dass die indogermanische und
 semitische Grundsprache aus einer gemeinsamen Quelle her-
 vorgegangen seien, so kann doch von einem historischen Zu-
 sammenhange in der Entwicklung der beiden Sprachen keine
 Rede sein. Gleichzeitig machte Dr. Tachauer, ein geborener
 Ungar, dem Verfasser die Mitteilung, dass der Sprach-
 gebrauch auch dem Ungarischen geläufig, demnach auch dem
 ural-altaischen Sprachstamme keineswegs fremd ist. Wilhelm
 von Humboldt, über die Kawi-Sprache auf der Insel Java,
 3. Bd. 930, hebt hervor, dass auch in dieser Sprache zwei
 Verneinungen einander nicht aufheben, sondern vielmehr die
 Negation verstärken; ebenso bemerkt er 3. Bd. 1024, die Süd-
 seesprachen stimmten mit den westlichen Malayensprachen
 darin überein, dass ihnen die Verdoppelung des ganzen
 Wortes und die einer Anfangsilbe zur Hervorhebung der Vor-
 stellung im Ausdrucke diene, z. B. loa = lang, lololoa = ganz
 lang, sehr lang; pono = gut, popopono = sehr gut; lele =
 fliegen und fliehen, lelelele = oft weglaufen. Dr. med. Junichi
 Mochizuki aus Kioto (Japan), dessen persönliche Bekannt-
 schaft zu machen der Verfasser Gelegenheit hatte, bestätigte,
 dass auch in den mongolischen Sprachen ganz ähnliche
 Bildungen vorliegen, wie in den indogermanischen, von welchen
 er das Deutsche geläufig spricht. Einige Beispiele: Will der
 Japaner die Vorstellung „Weltall“ zum Ausdrucke bringen,
 so bedient er sich oft der Zusammenstellung Ten Ci Jin =
 Himmel, Erde, Mensch. Will er etwa sagen: es handelt sich
 um eine „wichtige“ Angelegenheit, so gebraucht er vielfach
 den formelhaften Ausdruck: Kan Dsin = es handelt sich um
 Leber und Niere; auch allitterierende Verbindungen finden
 sich: für „stets“ sagt er z. B. Ko Kon = sowohl einst als
 auch jetzt; der „ganze“ Mensch ist ihm Shin Shin = Mensch

nach Körper und Geist; die Gleichheit ist dabei nur in der Aussprache vorhanden, die Wortzeichen sind verschieden; unserem „über Stock und Stein“ entspricht im Japanischen: San Sen = über Berg und Fluss.

Der Verfasser kann freilich auf diesen Sprachgebieten nicht aus eigener Anschauung urteilen; er muss sich begnügen, die Leser auf ähnliche Orientierung zu verweisen. Immerhin steht nach diesen Ausführungen wohl soviel fest, dass es sich bei der polaren Ausdrucksweise nicht etwa um eine Spracherscheinung einzelner Sprachen in sporadischer Entwicklung, sondern um einen jener Urtypen menschlicher Sprachschöpfung handelt. Liegt aber ein allgemein menschliches Sprachgesetz vor, so stellt die neuere Sprachwissenschaft (es sei nur an Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, erinnert) für eine methodische Behandlung mit Recht den Grundsatz auf, die Bedingungen solcher Spracherscheinungen nicht etwa von älteren Sprachen, welche Jahrhunderte vor uns liegen und nur in schriftlichen Denkmälern überliefert sind, herzuholen. „Diesen Prinzipien“, führen Osthoff-Brugmann, Morphol. Untersuchungen, Vorwort XII f, an, „liegt der doppelte, unmittelbar einleuchtende Gedanke zu grunde, dass die Sprache kein Ding ist, das ausser und über den Menschen steht und ein Leben für sich führt, sondern nur im Individuum ihre wahre Existenz hat. Der Mensch steht in derselben Masse unter dem Einflusse der Ideenassoziation wie früher und wird immerdar, solange Menschen Menschen bleiben werden, darunter stehen bleiben.“ Unsere Muttersprache zeigt uns am besten den Weg, welcher zur Erforschung von solchen sprachlichen Erscheinungen zu beschreiten ist; für die Einzelsprachen können Modifikationen erst dadurch festgestellt werden, dass man das aus der Muttersprache Erkannte auf sie gleichsam projiziert. Die sprachwissenschaftliche Auffassung wird ja nicht nur bedingt durch die Kenntnis einer Sprache, bez. ihres Sprachmaterials; sie muss sich gleichzeitig stützen auf das Verständnis sprachlicher Entwicklung überhaupt. Vielleicht spricht nach dieser Hinsicht Brugmann, zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft S. 41, nicht mit Unrecht von „Fundamentallirrtümern, welche durch die Macht der Gewohnheit gross gezogen sind;

ihre Überwindung werde für den einzelnen umso schwieriger, je länger er es aufschiebe, sich über methodologische Prinzipien der Sprachwissenschaft Rechenschaft zu geben.“ Beachtung verdient auch der Gedanke, dass es gerade diejenigen Spezialphilologen am schlimmsten haben, deren Arbeitsstrecke da beginnt, wo die betreffende Sprache ans Licht der Geschichte tritt, aber nicht zur Gegenwart reicht, also die Paläograzisten und Latinisten. Sie müssen eigentlich, um ihren Aufgaben in einer den Anforderungen unserer Zeit entsprechenden Weise genügen zu können, jedesmal nicht die indogermanischen Sprachen zum Gegenstand des Studiums machen, sondern auch die zu bearbeitende Strecke an die in der Richtung nach der Gegenwart hin sich anlehnende Fortsetzung anschliessen, bis sie in die lebende Sprache ausmünden. Die klassischen Sprachen sind litterarisch zu stark beeinflusst, als dass daraus das unverfälschte, urwüchsige Sprechen des Volkes kennen gelernt werden könnte; gerade dieses Sprechen aber, kurz gesagt der Volksmund, ist für die Beurteilung der in der Sprache sich entwickelnden Erscheinungen massgebend. Nach der Art, wie man früher die Sprachwissenschaft auffasste, reflektierte man sozusagen in die Sprache hinein, was nimmermehr in dem reflexionslosen, volkstümlichen Sprechen enthalten ist. Es kann demgemäss nicht verwunderlich erscheinen, dass man Erscheinungen wie die polare Ausdrucksweise kurzweg als Idiotismen bezeichnete, d. h. als sprachliche Dinge, welche der Regel der Syntax zuwiderlaufen; durch die nachlässige Art des alltäglichen Sprechens dringe so manches in die Sprache ein, was ihrer Natur nicht entspreche, gegen ihre Regel verstosse. Und doch sei es oft nicht leicht, jene anomalen Willkürlichkeiten von dem Gebrauche, welcher dem Wesen der Sprache angehöre, reinlich zu scheiden, weil ihr Umfang und Wirkung vielfach so tief eingreife, dass sie der Natur der Sprache angehörig erschienen. Gleichwohl sei die Sprache streng logisch, nur ein falscher, unlogischer, also unvernünftiger Gebrauch der Sprache könne solche Idiomata hereingebracht haben. Daraus klingt doch ein Widerspruch, resp. Verkennung des Wesens der Sprache. Die neuere Sprachwissenschaft hat denn auch mit einer solchen

Auffassung gebrochen, indem sie sich in direkten Widerspruch setzt. Seit Steinthals grundlegendem Buche: Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zu einander, ist jener älteren Ansicht der Boden allmählich entzogen worden. Auf die Anschauungen Steinthals nimmt der Verfasser teilweise Bezug; denn abgesehen davon, dass es nicht in seiner Kraft liegt, auf einem von Schwierigkeiten mancher Art umgebenen Gebiet Neues anzuführen, kann in der Sache überhaupt kaum noch wesentlich Neueres vorgebracht werden. Es handelt sich hier auch nur darum, durch Anwendung allgemeiner, als richtig anerkannter Sätze das Wesen eines besonderen Sprachgebrauches aufzuklären und wissenschaftlich zu begreifen.

Nach Steinthal ist die Logik von dem Wesen der Sprache streng fern zu halten. Unbeschadet ihrer Rechte und ihres Wertes fragt die Logik nur, ob ein Gedanke richtig oder unrichtig gebildet ist, sie zeigt nicht, wie man dazu kommt, dieses zu denken, sie ist also nicht wie das psychologische Betrachten genetisch. Es kommt ihr auch nicht darauf an, in welcher Beziehung das Gedachte zur Wirklichkeit steht, sie ist dem Inhalt gegenüber rein formal, ja man könnte deutlicher sagen, *instrumental*, indem sie nur den Massstab abgibt, die Richtigkeit des Gedachten, nicht seine Wahrheit zu prüfen. Die logischen Beziehungen der Begriffe und Urteile zu einander sind nur Formalismus; wie sie im Individuum verwirklicht werden, darauf kommt es der Logik nicht an. Nur die objektiven Beziehungen werden ins Auge gefasst, subjektive Zufälligkeiten kennt sie nicht. Wäre die Sprache nur der organische Abdruck der logischen Form des Denkens, so könnte unlogisch Gedachtes sprachrichtig gar nicht ausgedrückt werden; unser Denken ist indes nicht einmal immer logisch; stets logisch zu denken ist wohl ein unerreichbares Ideal. Demnach wäre unsere Sprache mehr unlogisch als logisch. Die Erfahrung spricht also dagegen. Das Volk stellt keine Erwägungen an über Logik, es weiss grösstenteils nichts von Logik, und trotzdem spricht es. Die Vorstellungen und ihre Verknüpfungen machen sein Wissen aus, nicht die logischen Formen; es bekümmert sich überhaupt nicht um

Gesetze, nach denen es spricht. Trotzdem kann man auch von einer gewissen Logik auf sprachlichem Gebiete reden, wie Steinthal in einem ebenso einfachen, wie einleuchtenden Beispiele darthut: „Von einem Knaben,“ führt er aus, „wird das Perf. Ind. Akt. von laudare verlangt; er wird diese Form durch eine Reflexion, durch einen logischen Schluss finden, vorausgesetzt, dass er die lateinische Konjugation versteht. Die logische Operation ist sogar ziemlich lang, so schnell der Knabe sie auch macht. Er operiert mit sprachlichem Stoff in logischer Form. Was aber hier in Beziehung auf die logische Denkform sprachlicher Stoff heisst, das sind nicht bloss die Wurzelwörter, sondern auch überhaupt alles, was die Sprache macht.“ Also nur von einer logischen Gesetzmässigkeit beim Vorgange des Auffindens kann in diesem Falle die Rede sein. „Sprechen und Denken ist eben nicht unzertrennlich, Wort und Begriff sind nicht identisch. Wir denken nicht durch den Laut, sondern in Begleitung des Lautes.“ Ein Beispiel: Das Wort „Logik“ ist offenbar von *lógos* = Wort hergeleitet. Demnach wäre die Logik die „Lehre vom Worte“, wie sie ja thatsächlich definiert wird. Damit ist aber keineswegs der Begriff „Logik“ seiner innersten Beziehung nach bezeichnet. Die „Lehre vom Worte“ gehört beispielsweise auch der Philologie an, welche das Wort, die Sprache zu ihrem Inhalte gemacht hat, insofern sie die Sprache in ihren Formen betrachtet. Demnach liegt in dem Worte „Logik“ nur ein etymologischer Sinn vor, das Wort kann sozusagen nur als äusserlicher Ausdruck genommen werden, der keineswegs als identisch mit dem Begriffe „Logik“ betrachtet werden darf; man wird also richtig sagen, das Wort „Logik“ deutet den Begriff an. Steinthal nennt die Sprache „ein verpfushtes Werk, wollte man das Wort als Begriff nehmen“. Wahrscheinlich gibt es nach seiner Ansicht gar keine Wörter, welche den Begriff so angemessen auszudrücken vermögen, dass mit der Etymologie des Wortes eine Definition des Begriffes gegeben wäre. Die Erfahrung lehrt denn auch, dass es den Sprechenden zur gegenseitigen Verständigung nicht so sehr darauf ankommt, genau und scharf abzugrenzen und

den Begriff zu geben, ebensowenig wie man sich wirklich Zeichen der Dinge hingibt. „Die Sprechenden berühren nur gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen“, sagt Wilh. v. Humboldt, „sie schlagen nur dieselben Tasten ihres geistigen Instrumentes an, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Vorstellungen hervorspringen. Bei Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Tier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger oder näher dem toten Zeichen unter. Es sind ebensoviele Eigenschaften, unter denen es gedacht worden ist, und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat.“ Zudem sind unsere Begriffe, in denen wir denken und in denen wir uns mit Worten verständigen, vielfach schwankend und vieldeutig. Gar manche von ihnen, welche wir für unveränderlich und allgemein gültig oder für einen Ausdruck unseres eigensten Wesens halten, stehen zu stark unter dem Einfluss zeitlich oder räumlich bedingter Konventionen. So z. B. sind Raum und Zeit selbst zwar Formen a priori, unter welchen der Mensch alle Erscheinungen der Welt auffasst. Er zählt und misst, setzt den Ort, den Zeitpunkt. Trotzdem liegt nicht bei allen diesen Vorstellungsweisen der Begriff zu grunde. Manche Menschen sind nicht fähig, solche Begriffe zu fassen. Man kann also in solchen Fällen nur sagen, der Begriff, die allgemeine Form, ist der Vorstellung, dem Besonderen, zwar immanent, ohne dass jedoch das Allgemeine, wenn es im Besonderen erscheint, immer erkannt wird. Die intellektuelle Reflexion im Einzelwesen tritt nicht als absolute Vernunft, sondern in mannigfach beschränkter psychologischer Wirklichkeit ins Spiel; eben deshalb werden wohl die Entscheidungen der Reflexion in der That zahlreichen Verirrungen ausgesetzt sein. Wer die Entwicklung der Philosophie neuerdings verfolgt hat, der kennt den Streit, ob bei der Beurteilung des menschlichen Erkenntnisvermögens jede Einmischung psychologischer Gesichtspunkte fern zu halten ist oder nicht.

So können wir nur von der Psychologie Hilfe erwarten für die Lösung unserer Aufgabe. Im Sinne der

neueren Sprachwissenschaft fasst Lipps, Grundtatsachen des Seelenlebens S. 13, die Sprache als eine Lebensäußerung auf, „bei welcher feststehe, dass in ihren Elementen und Formen nicht nur seelische Vorgänge eines Gebietes, etwa des Gebietes der Erkenntnis, sondern zugleich, sich mit jenen auf alle mögliche Weise verbindend und sie beeinflussend, Regungen aus allen möglichen anderen Gebieten, manchfache Gewohnheiten, Neigungen, Interessen, auch solche von allerunlogischer Art sich aussprechen. Offenbar könne man, wenn dem so sei, aus den sprachlichen Formen auf die Gesetze eines Gebietes, z. B. des Gebietes der Erkenntnis, erst schliessen, wenn man die Erkenntnisvorgänge aus der Verbindung mit den anderen Elementen herausschälen und die Wechselbeziehung jener mit diesen und dieser unter einander verstehen gelernt habe, d. h. mit anderen Worten, wenn man seiner Erkenntnislehre und Psychologie in den wesentlichen Punkten sicher sei.“

Für die Methode sind damit verschiedene wesentliche Gesichtspunkte gewonnen. 1. Die Sprache wird als Lebensäußerung auf das Gebiet der alltäglichen Wirklichkeit verwiesen; mit einer gewissen natürlichen „Voraussetzungslosigkeit“ soll der Verlauf des Sprechens geschildert und aus individuellen Ursachen verständlich gemacht werden. 2. Nicht immer werden rein seelische Vorgänge die Ursache einer solchen sprachlichen Lebensäußerung sein; sie kann auch durch Regungen aus anderen Gebieten, durch Gewohnheiten, Neigungen mehr äusserer, mechanischer Art bedingt sein. 3. Können als Ursache einer bestimmten Äußerung in der Sprache mit Gewissheit seelische Regungen angenommen werden, so braucht die Ursache dieser seelischen Regungen nicht in allen Fällen die gleiche zu sein; sie wird vielmehr durch das Zusammenwirken bald dieser, bald jener inneren Verknüpfungen hervorgerufen worden sein.

Die Sprachgeschichte lehrt, dass der Wortvorrat einer Sprache keineswegs als eine fertig daliegende Masse angesehen werden darf. Solange die Sprache im Munde des Volkes lebt, ist sie in der Hauptsache im Fluss begriffen; das menschliche Gedächtnis wäre auch gar nicht fähig, sie

gedächtnismässig aufzubewahren und festzuhalten. Gleichwohl können Erscheinungen der polaren Ausdrucksweise, wie: mit Mann und Maus, in Bausch und Bogen, über Stock und Stein, in gewissem Sinne als fertig vorliegende Formeln betrachtet werden. Als Thatsache darf dies nicht verwunderlich erscheinen. Formelhaftes, Konventionelles findet sich ja auch in der Architektur, im gesellschaftlichen Leben, überhaupt auf allen Gebieten menschlicher Lebensäusserung. Wie langjährige Entfernung dem Angehörigen einer grösseren oder kleineren Gemeinschaft von Menschen die Fühlung zu ihr allmählich benimmt, den Menschen sogar entfremden kann, so ist andererseits stetes Zusammenleben, stete Beziehung zu einander innerhalb einer Gemeinschaft in mannigfacher Hinsicht von intensivem Einfluss. Die Sprache wird von Geschlecht zu Geschlecht überliefert in gesprochenen Sätzen; in ihnen heben sich mehr oder minder deutlich einzelne Wörter ab. Ein Teil von ihnen erscheint stets in gleicher Gestalt; bald werden sie, vom Satze isoliert, auch im Gedächtnis haften bleiben, namentlich dann, wenn die Wörter dem Gedanken nach innerlich verknüpft oder partielle Gleichheit im Laute oder äusserlich in einer bestimmten Reihenfolge auftreten. So gibt es Reihen, deren Glieder durch Form und Inhalt festgefügt, anfangs nur occasionell gebraucht, später aber *usuell* werden, sich forterben und lange Zeit als vom Satze isolierte, erstarrte Formeln sich erhalten können, trotzdem sie ursprünglich jedenfalls spontane Schöpfungen eines einzelnen Individuums waren. Ein Stillstehen in der sprachlichen Neuschöpfung wird bis einem gewissen Grade dadurch gefördert, dass die Sprechenden im allgemeinen, ganz besonders aber das Volk kein neues Sprachmaterial schafft, wenn kein Bedürfnis dazu vorliegt. Die Vorliebe zu den alten Formen begünstigt die Entwicklung von neuen Formen nicht; meist liegt ja auch Sprachmaterial zu einer leichteren Erweiterung vor. Nach Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte S. 50, ist die Neigung zur Bequemlichkeit dabei Nebenursache; vielmehr sei Hauptursache ein *Bewegungsgefühl*, welches sich nach dem Lautbilde korrigiere, allerdings nicht immer zu der gleichen Sicherheit ausgebildet sei. Den ganzen Prozess schildert

Paul (Kap. IV) in ähnlicher Weise: „Jede spätere Sprachthätigkeit stehe im Zusammenhang mit einer früheren, verwandte Vorstellungsgruppen bildeten sich; diese Gruppen seien gewissermassen von aussen gegeben, indem die räumliche und zeitliche Anordnung der Wörter eine entsprechende Anordnung der auf sie bezüglichen Vorstellungen hervorruft; von einer Neuschöpfung im eigentlichsten Sinne könne nicht die Rede sein, das Sprechen sei als bloss mechanische Reproduktion zu betrachten.“ Das gewohnheitsmässige Reproduzieren von Verbindungen, wie sie in der polaren Ausdrucksweise grösstenteils vorliegen, wird besonders durch die partielle Gleichheit im Laute unterstützt. Die Vorstellung ist mit dem betreffenden Lautbilde aufs engste assoziiert. Wird nun die Vorstellung aus der Menge der übrigen Vorstellungen ins Bewusstsein gehoben und kommt es zwecks einer Verständigung zur Sprachäusserung, so dürfte der weitere Vorgang, soweit sich der Verfasser als Laie unterrichten konnte ¹⁾, im Sinne einer rein physiologischen Betrachtung in folgender Weise sich vollziehen: durch die Schallerscheinung des ersten Wortes schweben infolge reflektorisch erregter Bewegungserscheinungen dem Sprechenden die gleichen, charakteristischen Teile der Artikulation dem gewohnheitsmässigen Gebrauche zufolge unbewusst, aber lebhaft vor, so dass dadurch die Auslösung derjenigen Muskelthätigkeit, welche zur Erzeugung dieser Artikulationsbewegung in Verwendung stand, mechanisch erst später, nach dem Aussprechen des zweiten Wortes, erfolgt. Dass gerade Schallerscheinungen, einmal bleibend aufgenommen, oft noch lange unbewusst weiterwirken können, bestätigt die interessante Thatsache, dass instrumentale Musikaufführungen, von Irrsinnigen ausgeführt, erstaunlich gut sein können. Die Physiologie rechnet solche Spracherscheinungen zu den sogenannten koordinierten Bewegungen, welche nichts anderes als eine höhere Art von Reflexbewegungen darstellen. Keineswegs ist indes anzunehmen, dass der Hang zur Bequemlichkeit, das Streben nach Erleichterung in der Aussprache der

¹⁾ Vergl. Landois, Lehrbuch der Physiologie des Menschen, Leipzig 1893, S. 647 ff. Hermann, Lehrbuch der Pathologie, Berlin 1889, S. 324 ff.

einzig Grund zur Vereinfachung der Artikulation sei. Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie S. 126, stellt fest, dass die Unterschiede in der Schwierigkeit, Sprachlaute hervorzu- bringen, bei normalen Verhältnissen ausserordentlich gering sind. Vielmehr ist, wie schon früher angedeutet wurde, als Hauptursache das Bewegungsgefühl zu betrachten, jene Reihe von Empfindungen, mit welchen die physischen Be- wegungen stets zusammenhängen. Wenn zwar oben von einer „rein physiologischen Betrachtungsweise“ die Rede war, welche „unbewusst, mechanisch“ wirkt, so sollte damit nur der physische Prozess klar gemacht werden, welcher bei Erzeugung von solchen Lautgebilden sich abspielt. Die zum Materialismus hinneigende Hypothese der neueren Philosophie, welche als Psychophysiologie psychische Vorgänge nur als zusammenhangslose Begleiterscheinungen der physischen ansieht, muss ausser Betracht bleiben. Schon Steinthal spricht von jener falschen Meinung, „zu der jene schielende, halb- wahre Ansicht, die Sprache sei organisch, gelegentlich ver- führt habe, als wäre die Sprache eine leibliche Bewegung, ein Atmen, Zucken und Zittern und Zähneklappern.“ Es gibt in gewissem Sinne auch einen seelisch unbewussten Mechanismus, der vom Gedanken, als Zweck gefasst, unab- hängig und selbstständig in Thätigkeit tritt. Ein Beispiel: Der Schreiner will einen Tisch fertigen; dies ist ihm der be- wusste Gedanke als Zweck. Er holt Holz herbei, sägt, hobelt fortgesetzt, ohne in jedem Momente daran zu denken, was er gerade thun will. Die durch die Gewohnheit erzeugte Fertigkeit leitet ihn gleichsam instinktmässig und mechanisch. Trotzdem kann man kaum behaupten, dass er dabei nur körperlich thätig ist, indem er etwa mechanisch die Arme hin und her bewegt. Auch geistige Thätigkeit ist im Spiel; der Gedanke, besser ausgedrückt, die Absicht, einen Tisch zu fertigen, setzt beide Thätigkeiten ins Werk so zwar, dass der psychische Mechanismus den leiblichen treibt. Der Gedanke, welcher den ersten Anstoss gegeben hat, braucht dabei nicht immer bewusst zu bleiben; der Schreiner kann geistig mit anderem beschäftigt sein, etwa schon den Preis für seine Arbeit berechnen; dabei stellt er oft den

Hobel verschieden ein, alles ohne weitere Überlegung, und doch im Einklange mit der ersten Absicht, einen Tisch zu fertigen.

Ähnlich liegt die Sache beim Sprechen. Der physische Prozess ist durch den psychischen als Ursache bewirkt. Der Gehörreflex, welcher in unserem Falle durch das eine Wort hervorgerufen wird, weckt infolge von Gewöhnung den ihm sympathischen Lautkomplex des anderen Wortes der Verbindung, vielleicht veranlasst durch eben den ihm innewohnenden lautlichen Wohlklang; die ästhetische Beurteilung des des Reflexes, welcher dabei zu tage tritt, ist indes ein rein psychischer Vorgang. Mag andererseits die mechanische Wirksamkeit von geringer Energie zeugen, so ist doch die Energie als Willensakt nicht ganz ausgeschlossen. Der sprachliche Vorgang in Bezug auf unsere Redeform, soweit sie als fertige Form gebraucht wird, lässt sich nach dem Gesagten genau etwa schildern, wie folgt: Die fertige, festgefügte Reihe wurde einmal in unser Bewusstsein aufgenommen, wurde auch vielfach bewusst angewendet; dabei mögen manche seelische Regungen, wie vielleicht der unbewusste Drang nach Wohllaut, treibend gewesen sein. Allmählich wurden die Lautkomplexe, verbunden mit den inneren Empfindungen, durch Gewöhnung unserem Bewusstsein so geläufig, dass sie gegebenen Falles jederzeit leicht, sozusagen unbewusst und mechanisch reproduziert werden konnten.

Insofern hat also die oben erwähnte These, die Sprache müsse als Ursache nicht immer rein seelische Regungen haben, sie könne gleichzeitig auch durch Einwirkungen aus anderen Gebieten, durch Gewohnheiten u. s. w. bedingt sein, ihre Berechtigung.

Wenn aber eben von Gewohnheit oder Gewöhnung gesprochen wurde, so ist damit schon ausgedrückt, dass es sich hier lediglich um den Gebrauch fertig vorliegender Redeformen handelt, welche nur reproduziert zu werden brauchen, weil sie sich vorrätig finden; selbstthätig produziert werden sie nicht mehr. Es muss uns demnächst die Frage interessieren: Wie entstehen solche Verbindungen in der Sprache, mit anderen Worten, welche Vorgänge spielen sich in der Seele

des Sprechenden ab, wodurch sind sie bedingt? Darnach erst werden wir uns einen richtigen Einblick in das Wesen des Sprachgebrauches verschaffen können. Entsprechend den oben betrachteten Grundsätzen, dass sprachliche Erscheinungen nur in der lebenden Sprache richtig gewürdigt werden können, müssen wir uns von der Litteratursprache ab- und dem volkstümlichen Sprechen zuwenden. In der Volkssprache sehen wir die schöpferischen Kräfte der Sprache unmittelbar wirken; bei der Litteratursprache ist oft schwer zu entscheiden, was ursprünglich ist, und was der Kunst der Volkssprache abgelauscht und absichtlich nachgebildet wurde.

Syntaktische Erscheinungen können nur aus dem Satze begriffen werden. Der Satz besteht aus einer grösseren oder geringeren Anzahl von Wörtern, welche in einem bestimmten Zusammenhange festgefügt sind. Während das Wort in seiner Lautreihe schon fertig daliegt, entwickelt sich der Satz erst allmählich, die Wörter werden von dem Redenden erst zu einer Gedankeneinheit komponirt, fertig vorliegende Sätze gibt es nicht in dem Sinne, wie es fertig vorliegende Worte gibt. Das Wort braucht nur reproduziert zu werden, der Satz wird produziert. Das allmähliche Werden des gesprochenen Satzes ist notwendig dadurch bedingt, dass man die Reihe der Lautgebilde, wie sie in den Wörtern vorliegen, nicht auf einmal durchlaufen kann. Andererseits kann die Aufeinanderfolge der Reihe auch keineswegs beliebig gewählt werden. Die lautliche Reihe wird nur dadurch verständlich, dass jedes Glied der Kette an seiner bestimmten Stelle im Satze steht, dieser oder jener Laut einem anderen nicht willkürlich vorausgeht oder nachfolgt; nur in einem bestimmten Zusammenhange der Rede können die Wörter im Satze Leben gewinnen. Die Enge des menschlichen Bewusstseins, welche immer nur eine einzige Vorstellung als augenblicklichen Inhalt haben kann, lässt nur zu, dass der Mensch in einer bestimmten Form der Reihe denkt; weil er aber so denkt, spricht er auch so. Wie verläuft überhaupt der Vorgang des Sprechens? Die Seele ist von gewissen Gefühlen, Empfindungen getroffen; sie will diese Gefühle denken. Der Gedanke, die Absicht, setzt deshalb dem

Sprechmechanismus die Darstellung des bestimmt Gewollten als Zweck vor. Der Gedanke befiehlt nur. Der Sprechmechanismus entfaltet nunmehr als ausführende Kraft die seinem Organismus entsprechende Wirksamkeit. Der Auftrag gebende Gedanke kümmert sich um diese wirkenden Kräfte weiter nicht mehr, er überlässt ihnen die Ausführung. Der Mechanismus hat eine psychische und physische Seite; psychische Regungen treiben den leiblichen Mechanismus und begleiten ihn. Jene erste mit Aufmerksamkeit¹⁾ gewollte Absicht, welche den Anstoss zum Ganzen gegeben, ist dabei dem Vollzuge längst vorausgeeilt, ist nicht mehr bewusst, jene psychischen Regungen, welche den physischen Mechanismus treiben, sind als Schwingungen jener ersten Absicht wirksam. Unter günstigen Umständen kann die Ausführung normal verlaufen. Es können aber auch Störungen eintreten sowohl in dem psychischen als auch in dem leiblichen Mechanismus einerseits, wie andererseits der psychische und physische Mechanismus beim Zusammenwirken sich unter die Räder geraten können; überhaupt wird jede Unordnung des einen oder anderen Teiles im Mechanismus das Zusammenwirken beeinträchtigen. Wir sagen alsdann gewöhnlich, man verspreche sich. Es dringt etwas ein, was dem

¹⁾ Es wurde mit Grund gesprochen von einer „mit Aufmerksamkeit gewollten Absicht“. Die Aufmerksamkeit ist nach Lipps, Grundtatsachen, von Willensakten und Lustempfindungen gemischt. Oft komme es vor, dass diesem Willensakte durch Umstände nicht gerade die eigentlich gewünschte Vorstellung Folge leiste, sondern eine andere. Man habe freilich gewollt, und die Inhalte wären wohl nicht erschienen, wenn nicht das Wollen vorangegangen wäre; man könne aber keineswegs behaupten, man habe gerade sie gewollt, noch sei der Wille zugleich die Ursache, dass die Vorstellungen diese bestimmte Richtung eingeschlagen habe. Mit den Lustempfindungen verhalte es sich ähnlich; man dürfe ihnen deshalb nicht die hervorragende Aktivität im Seelenleben zuschreiben, wie man gewöhnlich geneigt sei. Während die Willensakte immerhin noch Vorstellungen hervorrufen könnten, werde die Lust erst durch die Vorstellung erzeugt. Gleichwohl sei eine Aktivität in gewissem Sinne nicht ganz ausgeschlossen: wir bannten unser Interesse an einen bestimmten Inhalt mit Ausschluss anderer, verschafften ihm dadurch die Möglichkeit, Modifikationen oder Ergänzungen zu erfahren, die sonst unterblieben wären. Soviel sei gesagt über den Einfluss des Affektes im Hinblick auf unsern Zweck.

Zweck des ersten Gedankens zuwiderläuft, der Mechanismus wird nach einer anderen Richtung abgelenkt durch Assoziationen, welche auf anderen Gründen beruhen als die ursprünglich von dem Gedanken als Zweck angestrebten. In ähnlichem Sinne sucht die physiologische Betrachtung nach ihrer Art den Vorgang zu erklären. Die Sprachäusserung ist ihr eine bewusste willkürliche Bewegung. Der Wille als Produkt der von aussen aufgenommenen verarbeiteten Reize ist zwar in der Regel herrschend; manchmal aber wird er „ausgeschaltet“, und die Reflexe gleiten dann in eine von ihnen am häufigsten und infolgedessen am leichtesten befahrbaren Bahnen. Jene Assoziationen, welche den durch die ursprüngliche Absicht hervorgerufenen entgegnetreten, werden erst in der Folge, beim Ausführen des Befehles durch den Mechanismus, wirksam; den Grund müssen wir in den Assoziationsgründen überhaupt suchen. Lazarus, Leben der Seele, nimmt mit den älteren Psychologen noch fünf solcher Gründe an, wie Ähnlichkeit, Kontrast, Kausalnexus u. s. w.; solche assoziative Verknüpfungen wurden ja auch oben bei der Klassifikation der polaren Ausdrucksweise berücksichtigt. Es ist für unseren Zweck nicht von Belang, dass Lipps diese Zahl auf zwei reduziert. Wichtig ist nur die Thatsache, dass sich unsere Vorstellungen in den mannigfachsten Komplikationen assoziieren. Das wird sofort jeder gewahr, der auf sein Denken merkt. Nicht nur einzelne Vorstellungen können sich verbinden, es werden auch ganze Reihen gebildet, die Reihen können wieder in einander übergreifen, und was derlei Möglichkeiten mehr sind. Sie sind bei Lipps, Grundtatsachen, aufs feinste analysiert. So hat denn eine Vorstellung die Fähigkeit, mannigfache Assoziationen mit sich ins Bewusstsein zu heben; allerdings wird in der Regel die eine oder andere bevorzugt werden meist durch Umstände, welche in unbewussten Erregungen ihren Grund haben. Denn es muss als Thatsache hingenommen werden, dass die bewussten Vorgänge oft durch unbewusste Erregungen beeinflusst werden. Die Innigkeit der Assoziation kann dabei auch massgebend sein je nach dem Grade, in welchem die Vorstellungen in der Assoziation gesondert

sind. Je mehr die Unterscheidung der assoziierten Vorstellungen schwindet, desto inniger ist die Verknüpfung, so dass man sogar von einer Art Verschmelzung reden kann. Lipps weist allerdings eine Verschmelzung im eigentlichen Sinne des Wortes zurück. Man kann von ihr nur sprechen vielleicht wie man von einem „Gemenge“ in der Mineralogie spricht. Oft befinden wir uns in einem Zustande, in welchem unsere Seele so stark mit einer bestimmten Vorstellung beschäftigt ist, dass sie die andrängende, an sich vielleicht verschiedene Vorstellung nach sich beeinflusst; es wird etwas von der ersten in die zweite hineingetragen. Das Gefühl von einer solchen Vorstellungsverbindung, welches ja einen wesentlichen Teil der sog. inneren Sprachform ausmacht, äussert seinen Einfluss auch auf das Gefühl für die lautliche Form, auf die äussere Sprachform; denn es wurde ja schon oben dargethan, dass Lautprozesse immer von seelischen Erregungen bedingt sind. Was also im Reiche der Vorstellungen vorgeht, wird auch immer in der Sprachäusserung zu tage treten. Das Wesen der Sprachformen, wie sie uns in der polaren Ausdrucksweise vorliegen, ist also in Assoziationsercheinungen begründet. Fassen wir noch einmal zusammen: Der Gedanke, welcher als Zweck die Vorstellungen in Schwingung versetzt und sie ins Bewusstsein hebt, ihnen sozusagen als psychischer Mechanismus zu wirken befiehlt, kontrolliert die Ausführung weiter nicht. Im Verlaufe der Ausführung entsteht oft ein Kampf zwischen solchen Assoziationen, welche erst später ins Bewusstsein kamen und eigentlich in diesem Augenblicke schweigen sollten, und denjenigen Assoziationen, welche vom ursprünglich gewollten Gedanken ausgehen und augenblicklich allein Berechtigung haben sollten. Fremde Elemente dringen gleichsam in die Gerechtsame des Hauptgedankens ein und setzen sich fest, indem sie Kraft genug haben, den ursprünglich gedachten Verlauf zu stören und zu durchkreuzen. Dementsprechend fallen auch die lautlichen Reihen aus. Es darf nicht Wunder nehmen, dass dabei die Assoziation häufiger als man anzunehmen geneigt ist, regressiv wirksam ist, dass mit anderen Worten erst die zweite Vorstellung der Ver-

bindung Anlass gibt zur Bildung der ersten. Der Grund liegt in der Rückwirkung, welche durch das Vorauseilen des Gedankens hervorgerufen wird. In der fertigen lautlichen Verbindung dies nachzuprüfen, wird nicht immer möglich sein, weil der ganze Vorgang im sprechenden Individuum, dessen Assoziationen immer subjektiver Art sind, sich abspielt. Gleichwohl kann hier vielleicht ein Fall angezogen werden, welcher belehrend ist. Von disjunktiven Doppelformen, wie $\overset{\cdot}{\eta} \cdot \overset{\cdot}{\eta}$, $\overset{\cdot}{o}vte$ — $\overset{\cdot}{o}vte$ u. s. w., welche vielfach auch in der polaren Ausdrucksweise in Verwendung kommen, ist die erste Form als regressive Bildung zu betrachten. Das hat wohl auch Wilamowitz im Auge, wenn er in seinem Kommentar zu Herakles Eur. S. 63 bemerkt, „die Poesie wage es, das eine korrelative $\overset{\cdot}{o}vte$ nur zum zweiten Gliede zu setzen“; ebendort: „besonders auffällig sind die Fälle, wo das zweite Satzglied eine korrelative Partikel enthält, durch welche man erst erfährt, dass die entsprechende zu dem ersten hinzugedacht werden muss“. Jakob Grimm, über einige Fälle der Attraktion, spricht sich darüber klarer aus: „Erscheinungen der Lautlehre sind denen der Syntax oft sehr ähnlich; gleich einzelnen Lauten an ihrer Stelle wirken auch einzelne Worte im Satze auf einander hin, bald vor- bald rückgreifend. Wer zwar Vorgriffe natürlich, Rückgriffe aber unnatürlich finden wollte, weil das schon Vorhergange nicht noch durch das Folgende bestimmt werden möge, hat zu erwägen, dass der Gedanke des Sprechenden und Redenden blitzschnell alle Teile des Wortes und der Wörter überschaut, also auf das zuerst Verlautende bereits das Nachschallende einwirken lässt.“

Wenn wir uns die polare Ausdrucksweise auf diese Weise entstanden denken müssen, so kann von einer Urschöpfung im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht die Rede sein. Es liegt ja eine syntaktische Erscheinung vor, welche erst ins Leben gerufen werden konnte, als die Lautreihen schon in den Wörtern gruppiert waren. Paul, Prinzipien, sagt, „die Urschöpfung sei auf syntaktischem Gebiete in den Hintergrund gedrängt. Für die Art, wie wir jetzt Sätze bilden, sei fast durchaus die Analogie nach dem Muster fertig überlieferter Sätze massgebend.“ Wenn Grimm in der oben

zitierten Stelle annimmt, Erscheinungen in der Lautlehre seien denen in der Syntax oft sehr ähnlich, so können wir vielleicht daraus folgern, dass zu gunsten der Bildung von syntaktischen Erscheinungen ein gewisses Bewegungsgefühl durch die Bildung der Lautreihen schon vorlag. Ein Beispiel: Brugmann, Syntax der indogermanischen Sprachen, betrachtet die Form *κατά* „als eine Neubildung des Griechischen nach anderen Präpositionen auf *α*; es liege am nächsten *ἀνά* als die Musterbildung anzusehen. Auch sei wohl *κάτω* nach *ἄνω* geschaffen“. Wie leicht ist also hier die Brücke geschlagen, entsprechend dem Bewegungsgeföhle für die Lautreihen eine syntaktische Zusammenstellung zu schaffen, wie sie uns in *ἄνω κάτω στρέφειν* vorliegt? Jedenfalls erzeugt die Neubildung einer solchen syntaktischen Form der polaren Ausdrucksweise, wenn sie einige Male unter den oben betrachteten Umständen eingetreten war, eine gewisse Empfindung für solche Formen. Die Formen werden sich wiederholt haben, wo sie leicht hätten vermieden werden können, es entstand eine Neigung, welche die Analogie anstrebte. Wenn hier zunächst nur die Rede war von uns vorliegenden Formen, soll damit nicht gesagt sein, dass in Zukunft solche Neuschöpfungen ausgeschlossen sind. „Auch in der gegenwärtig bestehenden leiblichen und geistigen Natur des Menschen müssen alle Bedingungen liegen, welche zu primitiver Sprachschöpfung erforderlich sind“, bemerkt Paul, Prinzipien. Solche Analogiebildungen können in gewissem Sinne auch Neubildungen sein, indem beispielsweise in die bereit stehende Form der disjunktiven Konjunktionen, wie *ἢ* — *ἢ*, *οὔτε* — *οὔτε* verschiedener Inhalt hineingegossen werden kann. Es ist gewiss bei der Annahme von Analogiebildungen Vorsicht geboten; ihre treibende Kraft bei der Sprachbildung steht indes ausser Zweifel. Auf Schritt und Tritt stösst sie uns auf. So werden auch die meisten Schöpfungen polarer Ausdrucksweise Analogiebildungen sein. Zu untersuchen, inwieweit dies in der Einzelsprache der Fall ist, wäre eine Aufgabe für sich. Sie wird ihre Schwierigkeiten haben. Für die Einzelsprache kommen allerdings auch noch andere Gesichtspunkte in Betracht, welche zum Teil in der nationalen Eigentümlichkeit ihren

Grund haben. Darauf im Hinblick auf die griechische Redeform noch näher einzugehen, ergibt sich vielleicht ein anderes Mal Gelegenheit. Jedenfalls ist es notwendig, sich über das Wesen und den Umfang des ganzen Sprachgebrauches Rechenschaft zu geben, sich zuerst den Boden zu bereiten, bevor man auf die Untersuchung einer Einzelsprache sich einlässt. Freilich muss nach dieser Hinsicht der Verfasser bitten, in seinem Sinne vorstehende Zeilen hinzunehmen als einen bescheidenen Versuch, sich auf einem von Natur aus schwierigen Gebiete Klarheit zu verschaffen.

seien
leicht
schen
die
Brug-
et die
deren
aster-
ffen".
ehend
sche
éger
lchen
n sie
ein-
men.
leicht
gung,
t nur
damit
ngen
nden
alle
ofung
ogie-
sein,
junk-
nhalt
ahme
ende
eifel.
auch
ogie-
nzel-
wird
amen
acht,
ihren

Grund haben. Darau-
form noch näher ein-
Mal Gelegenheit. J
Wesen und den Umf
schaft zu geben, s
man auf die Unter
Freilich muss nach
seinem Sinne vorst
scheidenen Versuch
Gebiete Klarheit z

Rede-
deres
er das
echen-
bevor
nlässt.
en, in
en be-
ierigen



